

„Krisen sind Experimente“

Wirtschaftsgeschichte Der Zusammenbruch von 2008 ist kein Einzelfall. Ökonomen könnten aus ihm viel lernen – wenn sie wollten, meint die Historikerin Margrit Grabas.

Frau Grabas, würden Sie angesichts der aktuellen Finanzkrise sagen, die Geschichte wiederholt sich?

MARGRIT GRABAS: Jede Krise hat natürlich ihre eigene Ausprägung. Aber unregulierte Spekulationen, zusammenbrechende Bankhäuser und drastische Sparprogramme – das hat es alles schon gegeben. Auch Probleme mit der Globalisierung und selbst den berühmten Rettungsschirm.

Das abschreckendste Datum ist vermutlich der Schwarze Freitag am 25. Oktober 1929 und die daraus resultierende Weltwirtschaftskrise.

Den Vergleich mit 1929 und vor allem mit 1931, als das Bankensystem kollabierte, haben viele ganz schnell nach der Insolvenz von Lehman Brothers im September 2008 gezogen. Als Schreckgespenst taugt das natürlich, denn die damalige Krise hat viele Millionen Menschen in bittere Armut gestürzt. Ansonsten hinkt der Vergleich allerdings, auch wenn er so oft bemüht wurde.

Was unterscheidet beide Krisen?

In den zwanziger Jahren gab es bereits eine Krise vor der Krise, insbesondere in Deutschland. Die Arbeitslosigkeit war hoch, weil die Unternehmen viele Prozesse rationalisierten, und es gab einen Kapitalmangel. Zudem hatten Stahlindustrie und Landwirtschaft Probleme, ganz zu schweigen von den politischen Verwerfungen nach dem Ersten Weltkrieg. Die Krise von 2008 dagegen hat uns in einer vergleichsweise stabilen Periode getroffen, am Ende eines Konjunkturaufschwungs. Und im Gegensatz zu damals war bei den

meisten Staaten der Wille vorhanden, sie gemeinsam zu bewältigen.

Bester Ausdruck guten Willens ist der Rettungsschirm. Wo gibt es für ihn Vorbilder in der Geschichte?

Etwa bei der Krise der hochangesehenen Londoner Bank Baring Brothers & Co. im Jahr 1890. Die hatte sich bei geringem Eigenkapital mit argentinischen Anleihen verspekuliert und stand kurz vor der Pleite. Ein internationales Rettungskonsortium von 106 in London ansässigen Banken und Privatpersonen, unterstützt durch die russische und die französische Regierung, hat dann unter Führung der Bank of England in kürzester Zeit Garantien für die Kredite der Baring Bank abgegeben.

Wäre das nicht geschehen, hätte das zu einem Sturm auf die Bankeinlagen und sogar auf die Goldreserven der Bank of England geführt. Damit wäre unter Umständen das für die damalige Weltwirtschaft so wichtige Londoner Finanzsystem zusammengebrochen. Nach einer Umwandlung der Baring Bank in eine Aktiengesellschaft und die zusätzliche Bildung eines Garantiefonds von zehn Millionen Pfund war der Spuk schnell vorbei.

Damals haben sich die Banken also weitgehend am eigenen Schopf aus dem Sumpf gezogen. Heute machen das die Steuerzahler.

Jede Krise verläuft nach ihrem eigenen Muster. Trotzdem gibt es Gemeinsamkeiten, aus denen wir etwas lernen können ...

... dass wir gemeinsam, schnell und entschlossen handeln müssen?

Genau. Es geht vor allem um die Wiederherstellung von Vertrauen. Denken Sie an die Garantie für die Spareinlagen, die Angela Merkel und Peer Steinbrück 2008 abgegeben haben. Das war exakt dasselbe.

Das Vorbild ist 120 Jahre alt. Wie weit können wir in die Geschichte zurückschauen, um etwas für heute zu lernen?

Die erste relativ gut dokumentierte Spekulationsblase der Wirtschaftsgeschichte ist die Tulpenmanie von 1637. Damals waren in Holland Tulpenzwiebeln in Mode. Seltene Sorten wurden zu Preisen gehandelt, für die man Häuser kaufen konnte. Dann platzte die Blase. Die Tulpenmanie ziehen manche heran, um die Finanzkrise von 2008 zu erklären, etwa in Oliver Stones Fortsetzung des Films Wall Street. Aus meiner Sicht ist das falsch. Die heutige Krise ist nicht bloß eine Finanzkrise, auch wenn das viele Wirtschaftsforscher behaupten. Wir müssen deshalb nach anderen historischen Vorbildern suchen.

An welche Phase der Geschichte denken Sie?

An die mehrere Jahre anhaltende Gründerkrise von 1873, eine Zäsur nach zwei Jahrzehnten weltweiten Aufschwungs durch die Einführung der Eisenbahn und die damit einhergehende Industrialisierung.

Was kennzeichnete diese Krise?

Ihr zugrunde lagen drei Auslöser. Erstens ist da tatsächlich eine Finanzkrise. Wie vor 2008 gab es Spekulationsblasen auf dem Immobilienmarkt: Infolge der Industrialisierung zogen die Menschen

Margrit Grabas

ist seit 1992 Professorin für Wirtschafts- und Sozialgeschichte an der Universität des Saarlandes. Ihre Forschungsschwerpunkte sind die Konjunktur- und Krisengeschichte sowie die Bedingungen technischen Wandels. Nach ihrer Promotion als Ökonomin an der Humboldt-Universität zu Berlin reiste sie 1986 mit ihrer Familie aus der DDR aus.



massenweise vom Land in die Städte, und der Wohnraum wurde knapp. Befeuert wurde die Spekulation durch eine übertriebene Liberalisierung des Aktienrechts im Jahr 1870. Danach unterlagen Aktiengesellschaften plötzlich keiner Kontrolle mehr. Bis 1873 wurden in Deutschland fast tausend neue Gesellschaften gegründet, viele davon mit betrügerischer Absicht. Auch neue Bankhäuser schossen wie Pilze aus dem Boden – meist ohne ausreichendes Eigenkapital. Als die Aktionäre dann kalte Füße bekamen, brachen die Kurse ein.

Wie im Jahr 2008 war eine der Ursachen der Krise also eine übertriebene Deregulierung der Finanzmärkte.

So ist es. Hinzu kam eine schon damals globale Vernetzung der Märkte. Wichtige Aktienwerte wurden an mehreren internationalen Börsen gehandelt. Damit war es fast egal, von wo aus sich die Krise ausbreitete, um international Folgen zu haben. Damals bildete die Wiener Börse den Ausgangspunkt, die am 9. Mai 1873 wegen Panikverkäufen polizeilich geschlossen wurde. Am 20. September brach dann das Bankhaus Jay Cooke & Co. in New York zu-

sammen. Wenig später erreichte die Krise England und schließlich auch Deutschland.

Diese Finanzkrise ist aber – zweitens – nicht die einzige Analogie zu 2008?

Nein. Zweitens gibt es eine psychologische Parallele. Durch die Reichsgründung von 1871 und den Sieg über Frankreich herrschte Hochstimmung in Deutschland. Die Bürger hatten das Gefühl, nun sei alles möglich. Anfang dieses Jahrtausends waren es die niedrigen Zinsen in den USA nach der Dotcom-Krise, die dort

einen Kredit- und Konsumrausch auslösten und das Gefühl, jeder könne sich alles leisten.

Und das dritte Element?

Das ist das, was von den wenigsten Wissenschaftlern gesehen wird. Für die Krise von 2008 hat es interessanterweise Peer Steinbrück in einem Interview ein Jahr später benannt. Beiden Krisen liegt eine Strukturkrise in jeweils einem sehr bedeutenden Wirtschaftszweig zugrunde. Bei der Gründerkrise war es die Eisenbahn, deren Markt nach zwei Jahrzehnten des rasanten Streckenausbaus in eine relative Sättigung ging. Heute ist es die Automobilindustrie, die bereits seit etwa 2005 mit Überkapazitäten von 20, 30 Prozent zu kämpfen hat. Auch hier ging der Sättigung ein Aufschwung von knapp zwei Jahrzehnten voraus.

Und was lernen wir jetzt daraus?

Strukturkrisen sind klare Belege dafür, dass die Wirtschaft mitunter nicht nur in kurz-, sondern auch in längerfristigen Konjunkturzyklen verläuft. Sie bilden Bausteine struktureller Wandlungsprozesse. So beendete die durch den Ölpreisschock 1973 ausgelöste kleine Weltwirtschaftsrezession von 1974/75 nicht nur den zwei Jahrzehnte währenden Nachkriegsboom, sondern formte auch die heutige digitale Dienstleistungsgesellschaft.

„Geschichte verläuft immer ähnlich, aber nie genau gleich. Daher helfen Dogmen nicht weiter.“

Aber wissen wir das nicht schon lange?

Einer der großen internationalen Ökonomen, der Österreicher Joseph Alois Schumpeter, hat diese Evolutionszyklen bereits 1939 beschrieben. Auch die Bedeutung von Krisen für die wirtschaftliche Entwicklung war in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts bekannt. Doch kaufen Sie einmal ein aktuelles wirtschaftswissenschaftliches Lehrbuch. Dort werden Sie den Krisenbegriff nicht finden! Eigentlich, so der allgemeine Tenor der heutigen Wirtschaftsforscher, kann die Konjunktur krisenfrei verlaufen. Krisen werden sogar pathologisiert. Gibt es dennoch eine, so ist die Ursache immer woanders, jedenfalls nicht im Wirtschaftssystem zu suchen. Im Fall der Krise von 2008 wurde alle Schuld auf die Spekulanten der Finanzwelt abgeschoben.

Wofür plädieren Sie also?

Schumpeter war der Meinung, dass in einem wirtschaftlichen Abschwung eine Krise nicht zwingend eintritt, aber sehr wahrscheinlich wird. Sie bedarf eines Auslösers von außen, der ist aber nicht allein verantwortlich. Wir sollten also nicht einseitig die Akteure der Krise zur Verantwortung ziehen, etwa die bösen Spekulanten. Im Gegenteil: Spekulation ist der Motor der Wirtschaft, sie benötigt Menschen, die Risiken eingehen, sie braucht aber auch Institutionen, die ihr ein ethisches Maß verschaffen. Wenn wir lernen, Krisen als ein evolutionäres Phänomen zu akzeptieren, werden wir auch leichter Wege finden, deren negative Effekte einzudämmen. Und weil die Geschichte zwar immer ähnlich, aber nie genau gleich verläuft, helfen uns Dogmen dabei nicht weiter.

Welche Dogmen meinen Sie?

Es ist interessant zu beobachten: Manager orientieren sich während einer Krise stets daran, was sie selbst erlebt haben. Der deutsche Reichskanzler in der Zeit der Weltwirtschaftskrise 1929, Heinrich Brüning, hatte die Erfahrung der großen Inflation Anfang der zwanziger Jahre gemacht. Darum fuhr er 1930 den verhängnisvollen Kurs einer rigorosen Deflations- und Sparpolitik. Wie wir heute wissen, hätte er viel eher in die Wirtschaft investieren müssen. Das haben die Politiker in den siebziger und frühen achtziger Jahren dann während der Öl- und Stahlkrise gemacht. Heute ist diese Interventions- und Subventionspolitik wegen ihrer Inflationenwirkungen wiederum das Schreckgespenst. Und Griechenland erhält daher nicht die dringend notwendige Wirtschaftshilfe für große Investitionsprojekte, etwa um Sonnenenergie zu nutzen.

Wie ließe sich dieser psychische Teufelskreis durchbrechen?

Wirtschaftsgeschichte muss wieder ein festes Element in der Ausbildung von Managern und Politikern werden. Historische Krisen könnten für die Wirtschaftswissenschaften das sein, was Physiker und Chemiker jeden Tag nutzen: Experimente, aus denen wir Schlussfolgerungen ziehen können. Es wäre töricht, auf diese Schätze zu verzichten.

INTERVIEW: WOLFGANG RICHTER